

In der Wekelsdorfer Felsenstadt

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen.

F. W. Weber

Die Sonne stand am westlichen Himmel, als wir vom Hauptbahnhof der Stadt Glatz gegen Wekelsdorf fuhren; es war ein warmer, schöner Sommerabend, an denen das vergangene Jahr leider sehr arm war. Zu unserer Rechten und Linken sahen wir üppige Getreidefelder, die der baldigen Ernte entgegensahen, frisch gemähte Wiesen mit den runden Heuschobern, langgestreckte Dörfer, deren Häuser hinter einem Walde von Obstbäumen versteckt lagen, an den Bergeslehnen dunkelgrüne Nadelwälder aus denen hie und da der weiße Reich eines Meilers zum blauen, wolkenlosen Himmel emporstieg, und am fernen Horizonte die wellig in einander geschobenen Höhenzüge des Heuscheuer Gebirges. Allmählich senkte sich die Dämmerung über die stillen Fluren, die Feldarbeiter zogen heimwärts, aus den Fabriken ergossen sich ganze Menschenströme und knarrend rollt dort der schwerbeladene Heuwagen dem Dorfe zu. Alle Ortschaften, besonders auf österreichischer Seite, haben eine großartige Industrie; Fabrik an Fabrik reiht sich hier, jede Ortschaft weist einige Fabrikskamine auf. Der Mittelpunkt der Industrie ist die Stadt Braunau. In der Abenddämmerung bemerkten wir noch die Umrisse des Benediktinerstiftes und der Wenzelskirche, die in der Geschichte des 30jährigen Krieges eine wichtige Rolle gespielt haben.

Es war schon stockfinster, als unser Zug nach Wekelsdorf, dem Ziele unserer Reise, kam. Am frühen Morgen schritten wir zu der bekannten Felsenstadt, die seit 1824 allgemein bekannt ist. In jenem Jahre brannte der Wald auf einige km² nieder und beim Aufforsten entdeckte man die sonderbaren Felsen, in denen die geschäftige Phantasie des Menschen historische und sagenhafte Personen erkannte. Ein Führer leitet die Fremden durch die Felsenstadt, erklärt die Gebilde und erteilt jedem bereitwillig Auskunft. Unser Führer war ein stattlicher Mann mit silberweißem Haar, dabei jugendfrisch, lustig und gesprächig. Um 7 Uhr schritten wir auf einem Waldweg der Felsenstadt zu. Die Strahlen der Morgensonne glitzerten gleich Diamanten auf den taunassen Grashalmen, weiße Nebelschleier zogen talaufwärts, ein Bächlein eilte lustig murmelnd durch die Wiesen dahin. Bei einer Biegung des Weges hörten wir die lieblichen Töne zweier Waldhörner, die das Lied „Von der Alpe tönt das Horn“ bliesen; es war dies der Gruß, mit dem die Felsenstadt ihre Gäste willkommen hieß. In Schlangenwindungen stieg der Weg den steilen Berg hinan, an dessen Spitze eine Holzhütte steht. Von hier genießt man einen herrlichen Rundblick über das stille Tal, in dem schon der gelehrteste der Habsburger, Rudolf II., dem edlen Weidwerk oblag. Von der Hütte hört man auch ein siebenfaches Echo, das besonders an schönen Tagen eine selbtsame Überraschung für den Fremden ist. Ein Jägerbursche tritt zur Kanone und gibt einen Schuß ab, der mit doppelter Stärke in den bewaldeten Bergen erdröhnt; leiser immer leiser erklingt das Echo, bis auf einmal in den Lüften ein Sausen und Pfeifen hörbar wird, als ob unzählige Kugeln über unsere Köpfe hinwegfliegen würden.

Langsam schreiten wir auf dem sandigen Weg weiter. Rechts und links liegen gewaltige Felsblöcke, über einander getürmt, mit Moos, Heu und Farnkräuter bedeckt, hie und da sogar Fichten und Tannen, die trotz des kargen Bodens ganz gut weiterkommen. Im Hintergrunde erheben sich die nackten, kahlen Felswände mit ihren verschiedenen Formen und Gestalten; unter andern sieht das staunende Auge einen bayrischen Riesenhelm, einige Laibe Schweizerkäse, ein Nashorn, den Getreidemarkt mit den oben zusammengebundenen Säcken, einen Gemsjäger, der am Anstand sitzt, die Laube Rübezahls, in der sich der schelmische Berggeist oft aufhielt, während jetzt Füchse, Hasen und Rehe Schutz vor Regen, Wind und Kälte suchen, die Harfe und die Hosen Rübezahls, die aus einem festen „Stoffe“ gemacht sind, das Riesenschwalbennest, den Löwenkopf und die harrende Felsenbraut, die seit Jahrtausenden auf ihren Freier wartet; obwohl sie „steinreich“ ist, findet sich auch heute niemand, der um ihre Hand anhielt. Plötzlich stehen wir auf einem Kreuzweg. Wohin? Da



hat die Natur einen Wegweiser aufgestellt, der uns in die eigentliche Felsenstadt den Weg zeigt. Der Wegweiser sieht einem Schlachtbeil ähnlich und steht auf einem Felsenturm. Bis jetzt hörten wir noch bisweilen eine Vogelstimme, ein Knacken der dürren Äste, das Murmeln einer versteckten Quelle, sahen die grünen Tannen und blühenden Blumen, die Felsen blieben in „respektvoller Entfernung“, wir atmeten die harzduftende Waldluft; jetzt hört das alles auf. Die Felsen nähern sich an manchen Stellen so, daß nur eine kleine Spalte frei bleibt, durch welche das Tageslicht hereinfällt; eine naßkalte Atmosphäre, manchmal ein dumpfer Modergeruch von den faulenden Baumstämmen umgibt uns; lautlose Stille, ewiger Friede herrscht in der Felsenstadt; nur dann, wenn draußen der Sturmwind heult, hört man in den Felsen ein Wimmern und Stöhnen, das ganz unheimlich klingt. Überhaupt ist es hier greulich, wenn ein Unwetter tobt. Die Donnerschläge krachen mit doppelter Stärke, daß die Felsen erdröhnen, grell leuchten die Blitze in der Dunkelheit, während der Regen wolkenbruchartig durch die Felsspalten herabstürzt. Daher ist stellenweise der Boden unter den Füßen sumpfig, so daß Holzbrücken gelegt werden mußten.

Auf dem Marktplatz der Stadt liegen mächtige Ballen „Tuch“; es ist dasselbe, aus dem die Hosen Rübezahls gemacht sind. Eine hohe Gasse führt uns auf den großen und kleinen Domplatz. Hier sieht man in den Felswänden dunkle Löcher, die eines Menschen Hand gemacht hat. Man vermutet, daß die Bewohner der umliegenden Ortschaften im 30jährigen und später im 7jährigen Kriege sich hier versteckten; sie leben in Holzhütten während draußen der Feind ihr Gebiet plünderte und brandschatzte. Die schauerlichste Felsenschlucht ist die Totengasse mit den anstoßenden Totengruft; die Totengasse ist so enge, daß man mit Not durchschreiten kann; da die oberen Felskanten in einander greifen, fällt kein Tageslicht herein; beständig hört man ein leises Wimmern in den Felsen, das durch den Wind hervorgerufen wird. Anmutig überrascht uns nach dem kleinen Schrecken in der Totengruft der freie Platz mit blühenden Blumen, der Frühlinggarten Rübezahls genannt. Aus dem Gras sprießen liebliche Blumen, an den Felswänden klettern Schlingengewächse empor und in den Ritzen grünen mächtige Farnkräuter. Wie oft saß hier Rübezahl und erzählte den Waldnixen und Elfen seine Schwänke und Abenteuer mit den Menschen; bisweilen spielt er auf seiner Harfe lustige Weisen, während Kobolde, Zwerge, Nixen und Elfen tanzend über die grünen Boden dahinschwebten; vom Himmel fiel der Mondesschein durch die Felsen und beleuchtete das liebliche Bild:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauscht es und wirrt,

Da gispert's und knistert's und flister's und schwirrt.
Goethe



Im Hintergrunde des Frühlingsgartens liegt der Spielball Rübezahls, d. i. ein runder Stein von 2 Meter Durchmesser. In einiger Entfernung steht der wandernde Pilger und die betende Nonne, beide Figuren stehen vor dem Eingang in den Dom. Düster und funkel ist das Innere, eine Grabesstille herrscht ringsum. Auf einmal spielt die Orgel das Lied „Großer Gott wir loben dich“. Der Eindruck ist überwältigend, leise, ganz leise erklingt das Spiel der Orgel, es ist etwas Geisterhaftes, dieses feine Piano. Nach dem Liede betritt der Führer die Kanzel – unter ihr liegt die natürliche Totenmaske des deutschen Kaisers Friedrich III. (verstorben 1888) - und hält als „Domprediger“ die Begrüßungsansprache in gebundener Rede. Es ist ein tiefergreifender Anblick – die dunklen, kahlen Felswände, das feenhaft Orgelspiel, die ehrwürdige Gestalt des greisen Führers auf der Kanzel und die in andächtiger Verwunderung dastehenden Fremden. Durch eine Seitentür verlassen wir den Dom und treten hinaus in das „Panorama“; zerklüftete Felsen bilden einen großen Halbbogen; aus diesem Felsenwirrsal, das den Trümmern einer zerstörten Stadt ähnlich sieht, erheben sich einzelne Felsen, die wie die

Kamine aus dem Trümmerhaufen hervorschauen. Der Schornsteinfeger steht abseits, ein Mönch leistet ihm Gesellschaft; es sind dies die zwei einzigen Personen, die sich aus dem „Panorama“ der zerstörten Stadt gerettet hatten. Eine Ente und ein Pudel waren ihnen vorausgeeilt. An diesen Gestalten führt uns der Weg vorüber in das Theater. Ein Elefant und ein Löwenpaar ruhen neben dem Eingange. Nach den gewaltigen Felsblöcken, die auf dem Fußboden des Theaters liegen, könnte man annehmen, daß das letzte Schauspiel der „Hermannschlacht“ war; denn der ganze Boden ist mit Steinen dicht besäet, durch die sich der Weg hindurchschlängelt. Am Ausgange des Theaters steht der 2 Meter hohe Zahnstocher Rübezahls.

Unsere Wanderung ging dem Ende zu. Wir durchschritten noch zwei schauerliche, finstere Schluchten: die Unterwelt, in die kein Lichtstrahl fällt, und Sibirien, hier war es so kühl wie in einem Eiskeller. Rasch schritten wir durch diese Felsenkluft und standen am Ausgange. Einige Worte des Abschieds von unserem Führer, eine Händedruck und wir eilten der Station zu. Wieder ertönte ein Böllerschuß als letzter Gruß der „Felsenstadt“, aber das Echo erstarb in dem heranbrausendem Zuge; vom Fenster des Waggons aus sehen wir noch lange die malerischen Felsen zu beiden Seiten des Tales.

Wie sind diese Felsen entstanden? Es ist bekannt, daß das Wasser einst das Festland bedeckte. Auch Böhmen bildete einen großen See; das Wasser aber floß in tiefen Tälern ab, es machte sich selbst Wege, durchbrach Felsen und Gebirgsketten. Der weiche Sandstein setzt dem Wasser einen geringen Widerstand entgegen. Zu der ausnagenden Tätigkeit des Wassers gesellten sich vulkanische Eruptionen; die Kegelberge und die warmen Quellen des Erzgebirges sprechen für diese Annahme, daß vulkanische Eruptionen in Nordböhmen stattfanden. Wind, Regen, Sturm und Frost trugen auch

viel dazu bei, daß die weichen Sandsteinfelsen so sonderbare Formen annahmen. Die schöpferische Kraft der Natur ruht nie, sie ist beständig tätig, sie arbeitet langsam aber sicher und genau, ein Menschenalter verschwindet da ganz. Es vergingen tausende von Jahren, ehe die Felsenstadt fertig war. Und selbst heute arbeitet auch die Natur weiter, das Regenwasser gräbt neue Ritzen, der Sturmwind wirft Felsen aufeinander, der Frost spaltet sie und die Phantasie des Menschen sieht dann ein neues Gebilde.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichische Volksbildungsblätter“, 1. 5. 1913, Nr. 367, S. 68ff + 73